

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 45 (1966)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Literatur

Autor: Brügel, J.W. / Reventlow, Rolf / H.S.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rissen. Offiziell heißt sie Coupe Rimet, sie ist 40 000 Franken wert, wurde dieses Frühjahr gestohlen und wiedergefunden. Am 30. Juli fiel sie dem Fußballweltmeister zu, für vier Jahre.

Millionen verfolgten die Spiele an den Bildschirmen, 100 000 Fanatiker waren gen' Englang gezogen, darunter 15 000 Deutsche, 3000 Schweizer und 56 Nordkoreaner. Wenn gespielt wurde, waren abends Europas Straßen leer, Restaurants und Kinos konnten schließen, denn das Fußballfieber grässerte. Alle andern Ereignisse wurden in den Schatten gestellt: Der Krieg in Vietnam so gut wie die Heirat Brigitte Bardots mit Gunther Sachs. Man sprach von Pele, Eusebio, Haller, Beckenbauer und Seeler, man sprach von Fußball. Keine Schönheitskönigin konnte mit Garrincha konkurrieren, Männerwaden dominierten, sie kickten für die Nation.

Den einen winkten die Moneten, wenn sie gewannen, die andern kickten «bloß» um die Ehre, wer anders als die Deutschen, die ausgezogen waren, England zu erobern, entschlossen, als die «Größten» wieder heimzukehren. Die Schweiz stellte eine bescheidene Rolle im großen Kurkonzert. Insgeheim hoffte man natürlich ... Aber es war für ein kleines Land schon eine Ehre, überhaupt bei den letzten Sechzehn zu sein!

Aus Wut darüber, daß sein Fernsehgerät ausgerechnet während der Uebertragung eines WM-Spieles defekt war, erhängte sich in Offenbach der 33jährige Martin Becker in seiner Wohnung. Vorgesorgt hatte in München ein Fußballanhänger, denn er kaufte sich ein zweites Gerät, um ja nicht Gefahr zu laufen, sich auch erhängen zu müssen! Eine deutsche Firma («Neckermann macht's möglich») erzielte übrigens in den letzten Tagen vor WM-Beginn einen 15prozentigen Verkaufsanstieg bei TV-Geräten!

«Fußball wird mehr und mehr zu einem Kriegersatz», stellte die englische Wochenzeitung «New Statesman» fest. Schön wär's, keine Kriege mehr, nur noch Fußball. Nur noch Balla Balla statt Kanonen und Soldaten. Nur noch Buhlen um die Gunst Junos, der Vielbegehrten. *Otto Schmidt*

Literatur

Adler – Vater und Sohn

Wenn es keinen andern Grund gäbe, in diesen Spalten auf ein neues biographisches Werk nachdrücklich aufmerksam zu machen, wäre es die jahrzehntelange Verbundenheit Friedrich Adlers mit der sozialistischen Bewegung der Schweiz. Aber es gibt noch viele andere Gründe, Julius Brauntal für sein neuestes Buch «Victor und Friedrich Adler», Zwei Generationen der Arbeiterbewegung, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, Wien 1962, 342 Seiten, Preis öst.S. 179.– höchstes Lob zu spenden. Den Lebensweg zweier bei allen

Gemeinsamkeiten und sehr verschiedenen Persönlichkeiten – Vater und Sohn – in einem Buch schildern zu wollen ist ein kühnes Unterfangen, das Julius Braunthal über alle Erwartungen geglückt ist. Eine 1932 erschienene Biographie des Schöpfers der österreichischen Sozialdemokratie – soweit das das Werk eines einzelnen sein kann – Dr. *Victor Adler* (1852 bis 1918) ist verschollen und konnte damals noch unbekannte oder unzugängliche Quellen nicht berücksichtigen. Eine Darstellung von Dr. *Friedrich Adlers* (1879 bis 1960) bewegten Leben wurde bisher nicht geschrieben. Braunthal, der ursprünglich nur letzteres behandeln wollte, hat sein Thema erweitert, als er erkannte, daß Friedrichs Lebensgeschichte außerhalb der seines Vaters ein Torso bleiben müßte, weil die ersten vierzig seiner achtzig Lebensjahre eng mit Leben und Schicksal des Vater verwoben waren. In einer Biographie *Bebels*, meint Braunthal, würde der Hinweis genügen, daß der Vater ein Korporeal und der Stiefvater ein Gefängnisaufseher gewesen war. Sie hatten keinen nachweisbaren Einfluß auf August Bebel, während Friedrich Adlers Persönlichkeit auch dort von der des Vaters stark beeinflußt war, wo er ihm – wie im Ersten Weltkrieg – opponierte.

So ist ein Werk von ganz eigenartigem Reiz entstanden, dessen Lektüre einen hohen Genuß bildet. In Braunthals mit liebevoller Anteilnahme geschriebenen Schilderung ersteht ein lebendiges Bild des großen Menschen und Menschenfreundes Victor Adler, des Arztes, dem die Not der arbeitenden Menschen so ans Herz greift, daß er sein ganzes Leben, seine unbändige Arbeitskraft, sein ganzes Vermögen restlos der Arbeiterbewegung opfert, um ganz in ihr aufzugehen. In ihrem Dienste hat er sich so sehr vorzeitig verbraucht, daß er am Vorabend der formellen Ausrufung der Republik in Wien als ihr erster Außenminister stirbt. Im alten Österreich, in dem die Sozialdemokraten eine von den Herrschenden nach Möglichkeit ignorierte Oppositionsgruppe ohne direkten Einfluß waren, hatte es der Jude und Sozialdemokrat Adler fertiggebracht, sich Hochachtung auch beim Gegner und in der ganzen Öffentlichkeit zu erkämpfen.

Die von Braunthal veröffentlichten Briefstellen (vielfach aus den ungedruckten Beständen des Wiener Adler-Archivs) zeigen, wie viel enger damals der Zusammenhalt führender Menschen auch über Grenzpfähle hinweg war: Victor Adler hat mit Bebel und dem damals in Deutschland wirkenden Karl Kautsky unausgesetzt seine politischen, aber auch seine privaten Sorgen besprochen. Neben vielen andern interessanten Ausgrabungen Braunthals hat vor allem die in einem ungedruckten Brief Adlers 1916 ausgesprochene Warnung vor dem von Pernerstorfer empfohlenen «sozialistischen Nationalismus» heute auch aktuelle Bedeutung, da die sozialistische Bewegung immer noch oft den Rat erhält, «nationaler» aufzutreten:

«Ist erstens im allgemeinen heute ein Bedürfnis, das ‚Nationale‘ so zu betonen und pathetisch herauszuschreien?? Haben wir etwa in Deutschland oder hier oder sonstwo gerade jetzt Mangel an nationaler Begeisterung?? Ist nicht im Gegenteil die Gefahr einer Übertreibung näherliegend, jetzt das ‚Nationale‘ ganz hemmungslos zum Um und Auf zu machen?? Und zweitens im besondern bei uns hier, welchen Sinn hat es, das ‚national‘ so herauszustreichen, was doch ein ganz bestimmter Terminus ist und eigentlich so aufgefaßt wird, daß die Partei eine ‚nationale‘ Sozialdemokratie werden soll! Solchen, im Wesen nichtssagenden, wohl aber die Köpfe von vielen verwirrenden Schlagwörtern möchte ich schon sehr kräftig entgegentreten.»

Zum Unterschied von der SPD blieb der deutschen Sozialdemokratie Österreichs im Ersten Weltkrieg die Spaltung zwischen mehr oder weniger entschiedenen Bejahern und erbitterten Gegnern des Krieges erspart. Was sie sich nicht ersparen konnte, war der Konflikt um die Stellung zum Krieg, der durch die ganze Partei ging und zur menschlichen Tragik führte, daß Vater und Sohn einander entgegenstanden. Victor Adler hatte den Krieg beklagt, aber ihn mit den Worten «Österreich ist ja schlimm, aber gegen ein definitives (zaristisches) Rußland wollen wir es nicht austauschen» akzeptiert. Sein Sohn Friedrich, in Bewunderung des Vaters und dessen Lebenswerks aufgewachsen, seinem Interesse für die Physik, der er sich erst widmen wollte, und dann seiner Arbeit an der Schweizer Parteipresse entsagen – er hat das Zürcher *«Volksrecht»*, dessen Mitarbeiter er seit 1898 gewesen war, 1910/11 geleitet – und sich ganz in die österreichische Parteiarbeit stürzend, hatte schon das passive Hinnehmen des Kriegsgeschehens als brennende Schmach empfunden. Sein Widerstand gegen den Habsburgerstaat und damit auch gegen die eigene Partei, die ihn jetzt tolerierte, drückte ihm schließlich den Revolver in die Hand, mit dem er den österreichischen Ministerpräsidenten Graf *Stürgkh* niederstreckte. Es war in der langen Geschichte des demokratischen Sozialismus wohl der einzige Akt des individuellen Terrors, aber Adler, vom Ausnahmegericht zum Tod verurteilt und dann zu 18 Jahren Kerker begnadigt, konnte in einer vielstündigen, anklägerisch-aufwühlenden Verteidigungsrede seine Tat den Arbeitern begreiflich machen und für seine Kriegsgegnerschaft weit über die Reihen der Arbeiterschaft hinaus Verständnis erwecken. Nichts in Brauenthal's Darstellung der Atmosphäre, in der der Entschluß zum Attentat reifte, des Attentats und des ihm folgenden Prozesses ist so erschütternd wie die Schilderung der Zeugenaussage Victor Adlers vor Gericht, die sich schützend sowohl vor den angeklagten Sohn als auch die von ihm heftig kritisierte Partei stellte.

In den späteren Jahren, da Fritz Adler 1918 im Triumph aus dem Gefängnis nach Wien heimkehrte und dann in seiner Funktion als Sekretär der Sozial-

listischen Arbeiter-Internationale (1923 bis 1940), war Braunthal vielfach ein engerer Weggenosse Adlers und berichtet daher aus eigenem Erleben. Er bestätigt die verbreitete Annahme, Adler habe die Wiederaufrichtung Österreichs 1945 nicht begrüßt und ein Verbleiben Österreichs in einem vom Nationalsozialismus gereinigten Deutschland befürwortet. In Wirklichkeit hat sich Adler, der die Anschlußfrage als erledigt ansah, nur dagegen gewendet, daß seine österreichischen Parteigenossen durch das Betonen ihres Österreichertums den Anschein erwecken, als würden sie dem «andern Deutschland», den ersten Opfern Hitlers, die Solidarität versagen. Nicht mehr als journalistischer Sprecher der schweizerischen Partei, aber als Sekretär der Internationale hat Adler von 1926 bis 1934 in Zürich gelebt, bis der damalige Präsident der Internationale, der Belgier Emile Vandervelde, wegen der Belästigung und Bedrohung durch die schweizerischen Nazis die Verlegung des Sitzes nach Brüssel veranlaßte. (Diese Verlegung war den damaligen Bundesräten Pilet-Golaz, Musy, Motta und Schultheß sicher nicht unwillkommen. Die Red.) Friedrich Adler hat die Geschicke der Internationale dann in Brüssel bis zum deutschen Einmarsch 1940 betreut. Zum Glück war Adler im Augenblick des deutschen Angriffes auf Belgien in Paris, von wo er sich dann mit seiner Frau in die Vereinigten Staaten durchschlagen konnte. Dort hat er seine Energien vor allem der Organisierung der Hilfe für Hitlers Opfer gewidmet. Als er 1946 nach Europa zurückkehrte, hat er sich wieder in Zürich niedergelassen, das er als seine eigentliche Heimat ansah. In dieser seinem Herzen so nahen Stadt ist er auch 1960 gestorben. Seine Frau Kathia, aus Litauen gebürtig und mit Fritz Adler verbunden, seit sie ihn Ende der neunziger Jahre als Studentin in Zürich traf, lebt weiter in Zürich. Zwei von Adlers drei Kindern leben gleichfalls in der Schweiz, sein Sohn Felix in den Vereinigten Staaten.

Nach Braunthals Otto-Bauer-Biographie und seiner monumentalen zweibändigen «Geschichte der Internationale» ist seine Biographie von Adler Vater und Sohn eine Meisterleistung, zu der man ihn beglückwünschen kann. Die zahlreichen Bilder, faksimilierten Schriftstücke und in den Text eingestreuten Zitate aus heute schwer zugänglichen oder überhaupt ungedruckten Quellen erhöhen den Wert des Buches, das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt hält.

J. W. Brügel, London

Ein spanisches Kriegstagebuch

Die vorhandene Literatur über den spanischen Bürgerkrieg, seine Ursachen, seinen Verlauf und seine politischen Aspekte ist weit verstreut. Sie ist außerhalb des deutschen Sprachraums weitaus umfangreicher als innerhalb. Sonderbarerweise nimmt sie aber an Umfang zu, je mehr der historische Abstand von den Ereignissen der Jahre 1936 bis 1939 sich erweitert. Es gibt viele

biographische Essays von Spanienkämpfern der verschiedensten Nationen, und es gibt – im Dritten Reich erschienen – eine stramm militärisch-fachliche Literatur der vormaligen Angehörigen der von Hitler nach Spanien entsandten Militärs. Nicht alle unter ihnen bemühen sich, die Ereignisse so distanziert darzustellen, wie der einstige Fliegergeneral Galland. Das hat auch seine Gründe. In der Bundesrepublik Deutschland ist man zwar über den spanischen Bürgerkrieg reichlich schlecht informiert, aber es gilt heute nicht mehr als sonderlich empfehlenswert, zu den Hilfstruppen des Generals Franco gehört zu haben. So war vor kurzem, als ein bundesdeutscher Sender einen Film über die Deutschen in Spanien, auf beiden Seiten der Front, zusammenstellte, nur ein einziger Angehöriger der Legion Condor aufzutreiben, der sich bereit fand, über diese Epoche seines Lebens etwas zu sagen.

Anders der vormalige Kommunist Alfred Kantorowicz, der nun sein «Spanisches Kriegsbuch»¹ erneut und politisch ein wenig «modernisiert» in Westdeutschland herausbringt. Es ist ein echtes Kriegstagebuch eines Schriftstellers, der aus Überzeugung als Freiwilliger für die republikanische Sache nach Spanien ging, dort viel erlebte, aber auch in den unwahrscheinlichsten Situationen sein Tagebuch führte und dann seine Notizen schon 1939 in Reinschrift zu Papier brachte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dieses Kriegstagebuch einmal veröffentlicht, nämlich in der deutschen «Ostzone», auch DDR genannt. Das war aber anscheinend ein Irrtum der maßgeblichen Parteiinstanzen. Denn die Auslieferung der zweiten Auflage wurde untersagt. Dies geschah 1951, also lange Jahre bevor Kantorowicz nach Westberlin ging und in einer dramatischen Rundfunkrede die Gründe seines Abfalls vom Kommunismus als herrschendem politischen System erklärte.

In der Entscheidung des Politbüros der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, aber nur im Herrschaftsbereich von Walter Ulbricht) wird recht bezeichnenderweise gesagt: «Es (das Tagebuch) lässt den Parteistandpunkt vermissen. Sowohl die Rolle der spanischen Kommunistischen Partei als auch der entscheidende Anteil und Rolle der deutschen Kommunisten am spanischen Befreiungskampf bleiben nahezu unberücksichtigt . . .»

Zweifellos, das Politbüro hat recht. Was dieses Kriegstagebuch lesbar macht, ist die lebendige Schilderung von Menschen und Ereignissen. Die Ereignisse sind das Kriegsgeschehen an sich, keine erfreuliche Lektüre. Alle Kriegstagebücher behandeln stets gleichbleibende Dinge, Ortsnamen, Schilderung der ausgebauten oder unausgebauten Stellungen, Maschinengewehrfeuer, Artilleriebeschuss und Fliegerbomben. Das ist auch in diesem Kriegstagebuch zu finden. Was es von den Schilderungen der Gegner unterscheidet, ist die starke moralische Bindung der Freiwilligen, die Freiwillige für eine Sache

¹ Alfred Kantorowicz, Spanisches Kriegstagebuch. Verlag Wissenschaft und Politik, Köln.

waren, auch wenn die Scheuklappen der kommunistischen Parteidogmatik das Gesichtsfeld verengte oder Abenteuerlust das politische Moment überschattete. Das allerdings gilt nicht von Kantorowicz. Er gehörte vor 1933 zu dem Kreis von Intellektuellen, die sich dem aufkommenden Hitlerregime entgegenstellten. Sie suchten und fanden den politischen Boden hierfür bei der Kommunistischen Partei, die damals in wohlüberlegter Taktik intellektuelle Menschen in ihren Bereich zu ziehen wußte, während die deutschen Sozialdemokraten als fast ausschließliche Arbeiterpartei diesen Menschen wenig Attraktion bot. Und er blieb dabei, während des Spanischen Bürgerkrieges, danach und nach dem Zweiten Weltkrieg, bis er aus dem geistigen Gefängnis des sowjetisierten Teils Deutschlands ausbrach.

Kantorowicz brauchte sein spanisches Kriegstagebuch nicht umzuschreiben, um es in der Bundesrepublik zu veröffentlichen. Er fügte lediglich einige Bemerkungen an, die aus seiner Erkenntnis des politischen Irrtums erwachsen. Er macht auch einige Bemerkungen über die «Funktionäre», die ihm wohl nie gelegen haben. Aber er schildert alle Menschen, denen er in diesen wildbewegten Ereignissen begegnete, so wie er sie damals gesehen hatte. Marty macht eine Ausnahme. Hier bricht eine Wesensungleichheit durch, die nur allzu verständlich ist. Übrigens, wer Kantorowicz damals in Spanien traf, findet in der Erinnerung den Eindruck eines Menschen, der unter den Kommunisten als Fremdkörper wirkte. Davon legt auch sein Tagebuch Zeugnis ab. Es ist eigentlich unpolitisch. Das zeigt sich insbesondere im Vergleich mit dem Spanienbuch des kommunistischen Aristokraten Vieth von Golssenau, genannt Ludwig Renn.

Natürlich bringt dieses Kriegstagebuch, wenn man es allzu politisch werten würde, ein schiefes Bild vom spanischen Krieg. Die Internationalen Brigaden hatten sicherlich manches Verdienst. Aber sie waren, vor allem bei den deutschen Kadern, sehr einseitig kommunistisch gelenkt. Sie waren lange Zeit ein Staat im republikanischen Staate Spanien, nicht so sehr wegen der Stärke der spanischen Kommunistischen Partei, die 1936 ganze 17 Abgeordnete im Parlament zählte, sondern weil die Komödie der sogenannten «Nichteinmischung» der spanischen Republik keine andere Möglichkeit ließ, als ihren Waffenbedarf aus Sowjetrußland zu decken. Das mußte bezahlt werden in Gold und in politischen Konzessionen. Diese Geschichte hat Kantorowicz nicht geschrieben. Er konnte sie auch nicht schreiben. Was er aus unmittelbarem Erleben zu Papier brachte, das ist ein sehr lebendiger, farbiger und menschlicher Bericht über Opferbereitschaft und Opfergang vieler Menschen, die in den dreißiger Jahren sich mit letzter Kraft gegen die zunehmende Macht des Faschismus zu stemmen bereit waren.

Rolf Reventlow

Die Russen in Berlin 1945¹

Die Ereignisse in Berlin zwischen Mitte April 1945, als die russischen Truppen die Eroberung der Reichshauptstadt einleiteten, und Anfang Juli, als die westlichen Alliierten ihre Besetzungstruppen in ihre Sektoren zu verlegen begannen, sind Gegenstand dieses Berichtes. Es ist also die Zeit der eigentlichen Kämpfe um Berlin, des Auslöschen eines politischen Systems und des Aufbaues einer neuen, funktionierenden Verwaltung der Millionenstadt durch die Russen. Der Verfasser schöpft aus einer Fülle von Material aus erster Hand, wie Tagebücher von Truppeneinheiten, Memoiren deutscher und russischer Offiziere, Tagebuchaufzeichnungen Privater, ein Material, das er zudem durch Interviews in beiden Teilen Deutschlands, in Berlin und in Moskau ergänzt hat. Ohne Zweifel bemüht sich der Autor ehrlich um die Darstellung des wahren Sachverhaltes jener militärischen, politischen und wirtschaftlichen Ereignisse. Eine solche Darstellung ist heute notwendiger denn je geworden, nachdem in den vergangenen 20 Jahren Akzente gewollt und ungewollt verschoben worden, ja auch schon Mythen entstanden sind. Am Schluß seiner Lektüre fragt der Leser unwillkürlich, wie hätte sich die Geschichte Deutschlands und auch Europas entwickelt, wenn damals fähigere deutsche Staatsmänner es gewollt hätten und ihnen es auch gelungen wäre, Berlin als Hauptstadt Deutschlands zu erhalten. Trotz den vielen und zum Teil ausführlichen Zitaten ist dieser Bericht weder trocken noch mühsam zum Lesen, im Gegenteil, er ist geradezu atemraubend. Wer sich um die Politik Europas und Deutschlands während der letzten beiden Jahrzehnte bemüht, für den ist dieses Buch wertvoll und unentbehrlich.

H. S.

Blick in die Zeitschriften

Hinweise

Das 150. Heft des «Neuen Forum» ist als Doppelnummer (Juni/Juli) erschienen. Von den annähernd 40 Beiträgen auf rund 140 Seiten seien an dieser Stelle nur einige wenige erwähnt, die dem Rezensenten besonders ins Auge sprangen. So vor allem das «Bekenntnis zu Djilas» des jungen jugoslawischen Universitätsdozenten Mihajlo Mihajlov, der sich mit Vehemenz gegen das allumfassende Monopol der Kommunistischen Einheitspartei Jugoslawiens wendet. Ohne an dieser Stelle grundsätzlich zum Inhalt dieses Aufsatzes Stellung zu nehmen, soll nur kurz festgehalten werden, daß der Autor ganz sicher gewisse, ihn verständlicherweise sehr beschäftigende Begebenheiten über-schätzt. Doch wenn man auch inhaltlich mit Mihajlov nicht in allen Punkten einig gehen kann, so muß man doch den Mut anerkennen, mit dem er erneut

¹ Erich Kuby: «Die Russen in Berlin 1945.» Scherz-Verlag, Bern, 1965. 432 Seiten, Fr. 28.—.